

VON ANDREA REXER
UND MARKUS ZYDRA

Frankfurt – Würde eine Filmkamera zeigen wollen, wie Mario Draghi die Welt sieht, dann wäre die Linse nur in der Mitte scharf. Konzentriert auf den wesentlichen Punkt. Alles außen herum darf verschwimmen, es ist unwichtig in diesem einen Augenblick. Wenn der Chef der Europäischen Zentralbank in ein Gespräch vertieft ist, schweift sein Blick nicht ab. Vor jeder Antwort nimmt er sich einen kurzen Moment der Stille. Dann spricht er. Konzentriert. Besonnen. Jede Ablenkung ist ihm zuwider. Selbst wenn das Telefon klingelt, zögert er. Fast scheint es, als würde er überlegen, was nun mehr stört: das Klingeln, oder wenn er aufstünde und rangeinge. Dann erhebt er sich doch. Und fast wirkt es so, als ob er sich gerade selbst daran erinnern müsste, dass es wohl ein wichtiges Gespräch sein wird, wenn es bis ins Zimmer des Chefs der Europäischen Zentralbank durchdringt.

Mario Draghi ist der wohl mächtigste Mann der Euro-Zone. Ein Mann, der mit nur drei Worten in einer Rede die Stimmung in der Krise Europas so grundlegend verändert hat, dass manche sogar sagen: Er hat den Euro gerettet. Damals, vor gut einem Jahr, als er sagte, er werde die gemeinsame Währung schützen, „whatever it takes“, was auch immer es erfordere. Und plötzlich ebte die Spekulation an den Finanzmärkten auf das Auseinanderbrechen des Euro ab.

Verantwortung, Verantwortung, Verantwortung: Als er 15 ist, sterben die Eltern. Da geht es los

Er weiß um seine Macht. Doch auf deren Insignien legt er keinen Wert. Das Büro im 35. Stock des Frankfurter Eurotower hat er so gut wie unverändert von seinem Vorgänger übernommen. Aus weltlichen Dingen macht er sich nicht allzu viel. „Er verkörpert den Typus eines strengen italienischen Geistlichen“, sagt einer, der ihn seit vielen Jahren kennt.

Wenn man ihn mit dieser Beschreibung konfrontiert, löst das eine Verwandlung in dem 65-Jährigen aus. Dann blitzt es in den Augen auf, die Lachfalten schicken das Leuchten in jeden Winkel seines Gesichts, bis er schließlich den Kopf zurückwirft und ein helles, ansteckendes Lachen anstimmt. Für einen Moment löst sich sein Oberkörper vom Tisch, an dem er sonst mit leicht nach vorn gesunkenen Schultern über den Arbeitsunterlagen gebeugt sitzt. Für diesen einen Moment vergisst man, dass der zierliche Italiener sonst so zurückhaltend und kontrolliert ist. Es ist dieses Lachen, das seine innere Dynamik für einen kurzen Augenblick zum Vorschein bringt. Und es will eine Botschaft transportieren: Ich kann auch Spaß am Leben haben, aber bei der Arbeit muss man mit Ernst bei der Sache sein.

In Draghis Welt muss man das. Denn was ihn treibt, ist wohl das, was man Pflichtgefühl nennt. Der Italiener denkt, dass sich jeder innerhalb seiner Möglichkeiten in den Dienst der Gesellschaft bringen sollte. Er will nützlich sein.

Dass Draghi in Verbindung mit einem Geistlichen gebracht wird, hängt auch damit zusammen, dass er seine Schulzeit bei Jesuiten in Rom verbracht hat. Als er 15 Jahre alt war, starb erst der Vater, kurz darauf auch die Mutter. So übernahm er die Verantwortung für die jüngeren Geschwister. Diese Zeit habe ihn tief geprägt, sagen alle, die ihn gut kennen. Und zwar weit mehr als alles, was danach kam: sein Studium in den USA, seine Karriere als Wirtschaftswissenschaftler und in der Weltbank, seine Zeit im italienischen Finanzministerium und in der italienischen Notenbank.

Sein Prinzip: Zwischen Gesetz und Gewissen verläuft ein Gleis, und auf dem hast du zu bleiben

Es sind nur seltene Momente, in denen Draghi darüber spricht, wie prägend diese Schule für ihn war. Nicht nur vor Journalisten schützt er sein Privatleben, selbst seine engsten Wegbegleiter erfahren aus dieser Zeit kaum etwas. Was Draghi von den Jesuiten mitgenommen habe und bis heute im Herzen trage, beschreibt er in solchen seltenen Gesprächen so: Zwischen dem Gesetz und dem Gewissen verlaufe ein Gleis, und darauf müsse man bleiben. Und damit kein Zweifel daran bleibt, wie wichtig es ist, auf diesem Gleis zu bleiben, zieht er mit beiden Händen zwei Linien auf dem Tisch nach.

Fragt man ihn, warum er über diese Zeit bei den Jesuiten so selten spricht, oder warum er keine Anekdoten über seine beiden Kinder zum Besten gibt, setzt er sein charmanterstes Lächeln auf. Er sei doch schon so alt, die Schulzeit lange her, die Kinder längst aus dem Haus, da gäbe es schlicht keine Anekdoten zu berichten. Damit macht er das, was er mit unliebsamen Themen am liebsten macht: Er kokettiert sie einfach weg.

Draghi ist fest davon überzeugt, dass er sich auf seinem Gleis bewegt hat, als er vor rund einem Jahr die wohl wichtigste Rede seines Lebens gehalten hat. Nur ein ganz kleiner Kreis von Auserwählten ahnte, dass der 26. Juli 2012 in die Geschichte eingehen würde.

Es war der Tag vor der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London, viele Europäer haben sich schon in den Sommerurlaub verabschiedet, nur an den Finanzmärkten zeichnete sich keine Ruhe ab. Mario Draghi sollte auf einer Investorenkonferenz die Lage Europas erörtern. Im Publikum saßen die wichtigsten Banker und Investoren der Welt. Einige von ihnen spekulierten auf einen Zusammenbruch der Euro-Zone. Ihnen wollte Draghi eine

Lektion erteilen. „Glaubt bloß nicht, dass wir nicht gegenhalten können“, lautete die Botschaft im Kern.

Die Kulisse konnte für eine Rede von historischer Bedeutung kaum passender sein: Das feudale Lancaster House wird in Spielfilmen gern als Kulisse für Szenen im Buckingham Palace benutzt. Hier ließ sich Colin Firth für die Schlussszene in „The King's Speech“ filmen, der Geschichte über den britischen König George VI., der bei einer bahnbrechenden Rede sein Stottern überwand.

Draghi stotterte nicht, er wählte jedes Wort mit Sorgfalt, artikulierte deutlich: In Minute sieben seiner elfminütigen Ansprache war es so weit: „Innerhalb unseres Mandats ist die EZB bereit, alles Erforderliche zu tun, um den Euro zu erhalten.“ Dann machte Draghi eine Pause von zwei Sekunden, in denen er die Augen starr auf das Publikum richtete, um dann entschlossen zu sagen: „Und glauben Sie mir, das wird ausreichen.“ Später wird er sagen, er habe die Pause zwischen den beiden Sätzen vorher nicht geübt. „So theatralisch bin ich nicht.“

Und dennoch hatte er sich auf den Auftritt akribisch vorbereitet. Bis zu 150 Mitarbeiter der Notenbank hatten sich in den

Monaten zuvor damit beschäftigt, wie die EZB Staatsanleihen aufkaufen kann, um Krisenstaaten zu stützen – ohne zu wissen, was der Chef wirklich vorhat. Die meisten EZB-Ratsmitglieder waren nicht verärgert, dass sie in den Plan nicht eingeweiht waren, ganz im Gegenteil, sie haben ihn für seinen Mut bewundert. Bis auf einen: Jens Weidmann.

Als Draghi aus London zurückkam, bereitete der EZB-Stab in Windeseile die Umsetzung der drei Worte vor. Das Ergebnis war ein Programm, das es der Notenbank erlaubt, Staatsanleihen aus Krisenländern aufzukaufen, wenn diese Staaten bestimmte Bedingungen erfüllen. Der Chef der deutschen Bundesbank hat in der entscheidenden Sitzung dagegengestimmt, er glaubt, dass das die Machtbefugnisse der EZB, welche ihr qua Statut eingeräumt werden, deutlich überschreitet.

Und Draghi weiß, wie einflussreich die Bundesbank in Deutschland ist. Händeringend versuchte er, sich zu erklären, sprach sogar im Bundestag vor. Denn er weiß, dass er im persönlichen Gespräch überzeugen kann. Doch die Spielregeln seines Amtes bremsen ihn. Er würde gern mehr erklären. Deswegen steht er auch hinter dem Vorhaben, das die beiden EZB-Direktoren

Jörg Asmussen und Benoît Cœuré gerade angestoßen haben. „Wie ich bereits im März vergangenen Jahres gesagt habe, diskutieren wir in der EZB darüber, die Protokolle der Sitzungen des EZB-Rats zu veröffentlichen. Ich halte das für einen notwendigen nächsten Schritt. Daher wird das EZB-Direktorium dem EZB-Rat einen entsprechenden Vorschlag zur Diskussion und Entscheidung vorlegen“, sagt er der *Süddeutschen Zeitung*. Bisher ist das, was die Notenbank besprechen, strengster Geheimhaltung unterworfen. Doch Draghi ist einer, der klare Worte sprechen will.

Die Deutschen gehörten zu den Vorbildern des jungen Draghi, inzwischen gab es Verletzungen

Wie Ende Juli 2012 in London. „Ich wusste, dass ich etwas Wichtiges sagen würde“, erinnert er sich. „Die Märkte haben gewettet, dass der Euro auseinanderbrechen wird. Heute ist klar, dass die Märkte damals falsch lagen.“

Er war nervös damals. Gleich nach dem Auftritt schickte er seine Worte an alle Kollegen im EZB-Rat mit der Bitte um eine Ein-

schätzung, ob das in Ordnung gewesen sei, ob es innerhalb des Mandats gewesen sei. Es habe damals keinen Widerspruch gegeben. Dass er diesen Schritt im Alleingang wagte, empfand er als seine Pflicht. Er sah sich zum Handeln gezwungen. Die Finanzmärkte wetteten auf den Kollaps der Währungsunion. Das wollte er beenden. Es gelang ihm. Seit seiner Rede ist in der Euro-Krise Ruhe eingekehrt. Deswegen schwingt in seinen Worten Stolz mit, wenn er darüber spricht. Aber auch verletzter Stolz. Denn für keine andere Entscheidung seiner Karriere ist Draghi so sehr kritisiert worden wie für diese. Die Frage, ob die Vorgehensweise der EZB mit dem Grundgesetz vereinbar ist oder nicht, das wird derzeit vom Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe geprüft. Ein Urteil wird im Herbst erwartet.

Aber es ist nicht diese sachliche Kritik, die Draghi verletzt hat. Er sind die persönlichen Angriffe, die ihn völlig unvorbereitet getroffen haben. Seine Stimme wird lauter, sein Tempo schneller, wenn er von all den Überschriften in deutschen Zeitungen erzählt, die vor einem Jahr über ihn herein gebrochen sind. Er kann nicht verbergen, dass ihm die Kritik nahegeht. Vor allem weil sie ausgerechnet aus Deutschland

kommt. Jenem Land, dessen offene Gesprächskultur ihn sofort fasziniert hat, als er im November 2011 nach Frankfurt umgezogen war. Er fühlt sich den Deutschen nahe, er mag sie. „Mario Draghi und Deutschland – das ist eine enttäuschte Liebe“, sagt einer, der ihm nahesteht.

Es ist eine Aussage, die Draghi nicht abstreitet. Im Gegenteil, da sei viel Liebe im Spiel, gibt er zu und lächelt. „Frustriert bin ich nur, wenn sachliche Argumente völlig ignoriert werden“, sagt er. Und dann erzählt er fast hitzig von Gesprächen mit Kritikern, deren Meinung feststeht, egal welches Argument er vorbringt. Hinter ihm, in einem Regal in seinem Büro, steht noch immer die Pickelhaube, die ihm die *Bild-Zeitung* zum Amtsantritt verliehen hat. Damit sie ihn an seine „preußische Disziplin“ erinnere.

Die Deutschen waren mit ein Vorbild für den jungen Draghi, als er im italienischen Finanzministerium aufräumte. Zehn Jahre blieb er im Amt, während sich Dutzende Regierungen ablösten. Sollte er nun die Pickelhaube zurückgeben? Das kommt für Draghi nicht infrage. Er erzählt gern darüber, wie sehr er gelacht hat, als er die Haube aus der Verpackung genommen hat. Es gibt sogar ein Foto von diesem Moment.

Er war als Investmentbanker bei Goldman Sachs. Ist er etwa im Kern noch einer? Er sagt: „Zero“

Draghi ist nicht der Erste in Frankfurt, der sich missverstanden fühlt. Auch der frühere Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann kämpfte mit garstigen Schlagzeilen – wenn auch unter anderen Vorzeichen. Ackermann war hart kritisiert worden, weil er nach dem gewonnenen Mannesmann-Prozess ein Victory-Zeichen in die Kamera hielt und nicht verstand, warum die Deutschen diese Geste als Überheblichkeit auslegten. Ackermann ist bis heute eine Figur geblieben, an der sich die Menschen reiben. Und eine Parallele gibt es zwischen den beiden: Auch Draghi wird immer wieder vorgeworfen, dass er im innersten Kern ein Investmentbanker sei. Dass seine Rede in London vor allem jenen jenen genutzt hätte, für die er früher gearbeitet habe, nämlich den Zockern von Goldman Sachs. Und in der Tat war Draghi dort vier Jahre lang Europa-Chef.

Auf die Frage, wie viel eines Investmentbankers heute noch in ihm stecke, antwortet er gern mit einer sehr italienischen Geste: Er biegt Daumen und Zeigefinger kreisförmig zusammen und sagt: „Zero“. Also gar nichts.

Seine engsten Wegbegleiter sehen das durchaus anders: „In ihm steckt mehr Goldman Sachs, als ihm bewusst ist“, sagen sie und meinen damit nicht, dass Draghi geldgierig wäre. Sie stellen auf etwas anderes ab: Das Ohr des EZB-Chefs ist nah an den Finanzmärkten. Näher als das aller seiner Vorgänger, die vor allem Wert auf die Einschätzung der Volkswirte gelegt haben. Das hat ihn einige Sympathie innerhalb der Bank gekostet.

Denn Draghi zeigt wenig Interesse an all den hübschen Daten, Grafiken und Tabellen, die ihm die volkswirtschaftlichen Abteilungen aufarbeiten – es sei denn, sie passen gerade exakt zu seiner Fragestellung. Unnötige Wiederholungen, Kollegen, die nicht zum Punkt kommen, das sind Dinge, die ihn nerven. Das sieht man ihm auch körperlich an, er trommelt dann mit den Fingern der rechten Hand auf den Tisch, schaut demonstrativ auf die Uhr. Aber nur ganz selten reißt ihm der Geduldsfaden. Dann kann er auch mal patzig werden. Mit den Worten „Danke, das haben wir bereits verstanden. Was ist der zentrale Punkt?“, fällt er seinem Vize Vítor Constâncio schon mal ins Wort.

Pause, Muße: Als Gouverneur der Notenbank in Rom ging er auch mal mitten am Tag ins Museum

In seinen engsten Zirkel lässt er nur wenige vordringen. Innerhalb des Direktoriums der EZB werden Benoît Cœuré, jenem Direktoriumsmitglied, das für Finanzmärkte zuständig ist, und Jörg Asmussen, dem Außenminister der Zentralbank, am meisten Einfluss auf Draghi zugeschrieben. Alle drei haben lange Jahre in den Finanzministerien ihrer Länder gearbeitet. Das verbindet. Außerhalb der Bank vertraut Draghi dem italienischen Finanz- und Wirtschaftsminister Fabrizio Saccomanni, den er seit vielen Jahren kennt. Auch der Chef der Banca d'Italia, Ignazio Visco, gehört zu jenen Männern, auf deren Urteil Draghi Wert legt.

Doch für die meisten EZB-Mitarbeiter ist Draghi kaum sichtbar. Auch am Wochenende sei Draghi nicht in Frankfurt und daher nicht für spontane Meetings greifbar. Dass er viel Zeit für seinen Rückzug ins Private braucht, dafür hatten die Mitarbeiter in der Banca d'Italia gern den einen oder anderen spöttischen Spruch parat. „Gott ist überall, Draghi nirgends“, hieß es. In seiner Amtszeit als Gouverneur der italienischen Notenbank ging Draghi manchmal mitten am Tag raus und besuchte ein Museum, wahrscheinlich um Kraft zu tanken.

Die Mitarbeiter der EZB lassen das alte Bonmot über Draghis spürbare Abwesenheit wieder aufleben. Nicht mal beim Rückfest des neuen EZB-Turms habe er sich sehen lassen, bemerken einige stirnrunzelnd. Draghi selbst kann die Kritik verstehen, aber dass er seltener in Frankfurt sei, habe damit zu tun, dass die Krise an Intensität zugenommen habe, er sei viel auf Reisen – in Brüssel bei der Euro-Gruppe, bei den G-20-Treffen der Regierungschefs, beim Internationalen Währungsfonds.

Bei aller geistlichen Aura, bei aller Macht, überall will Mario Draghi nicht sein.



EZB-Chef Mario Draghi weiß um seine große Macht. Aber er legt keinen Wert darauf, sie auch noch mit Äußerlichkeiten zu zeigen. Warum auch? Er kann schon mit einem Nebensatz die Märkte in Aufregung versetzen. FOTO: IMAGO